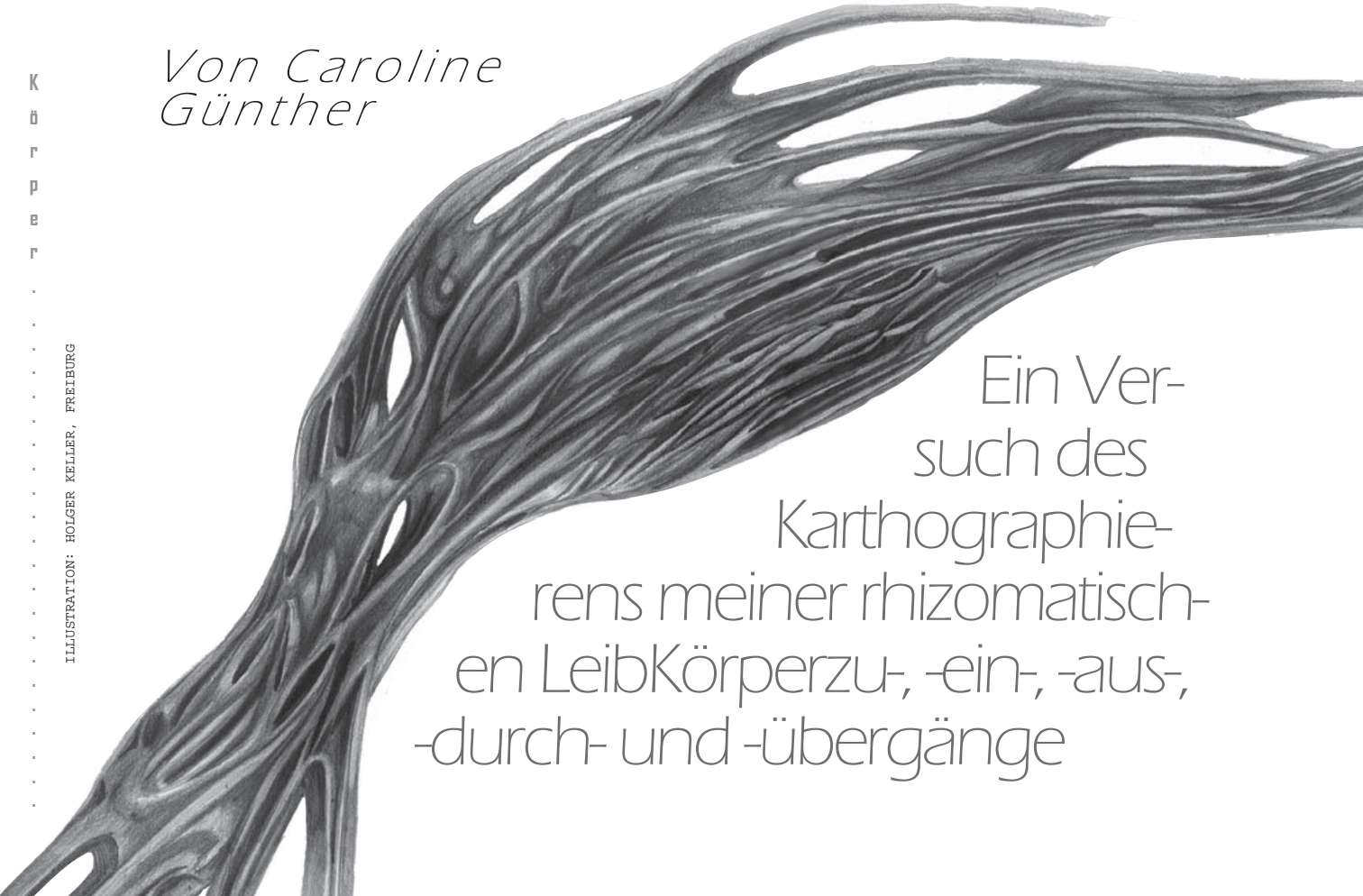


Ich kette mir einen Körper an den Leib aus Buchstaben und Bildern

*Von Caroline
Günther*

Ein Ver-
such des
Karthographie-
rens meiner rhizomatisch-
en Leibkörperzu-, -ein-, -aus-,
-durch- und -übergänge



„In einem Rhizom gibt es keine Punkte oder Positionen wie etwa in einer Struktur, einem Baum oder einer Wurzel. Es gibt nichts als Linien.“ (Deleuze/ Guattari 1977: 14)

Nicht immer habe ich die Kraft zu schreiben. Oft, vor allem dann, wenn ich soll, heften sich die Worte wie Kletten an meine Fingerspitzen und lassen sich, trotz enormen Schüttelns und Zerrens und Reißens, nicht lösen. Sie

sitzen fest und tief, schwirren in meinem Kopf als ein Dröhnen, das jeden Gedanken übertönt, liegen schwer in meinem Bauch als ein Gefühl der Übersättigung, das mich würgen lässt, und bilden einen Kloß in meinem Hals, der jeden Laut röchelnd erstickt. So auch jetzt: Worte von Gewicht lasten schwer auf meinen hängenden Schultern. Unter ihrer Last schleppe ich mich gebeugt von Zeile zu Zeile, steige mühevoll über jedes Komma, stolpere scheppernd über jeden Punkt und stoße mir blindlings an jedem Fragezeichen die glühende Stirn. Die Worte, sie fesseln mich an einen Körper, sie legen meine Grenzen fest, sie zeichnen meine Konturen. Die Worte, sie geben mir einen Körper. Dieser Gestaltungskraft der Worte, ihrer Schöpfungskraft ist die Hemmung meines Schreibens zuzurechnen, dieser Angst, die Christa Wolf als Sehnsucht empfindet, „sich zu verdoppeln, sich ausgedrückt zu sehen, mehrere Leben in dieses eine schachteln, auf mehreren Plätzen der Welt gleichzeitig sein zu können“ (Wolf 1987: 7), meine Schwäche. Ja, ich bin kein unbeschriebenes Blatt. Linien haben sich in meinen Körper gemeißelt, Worte kerben meinen Leib. Vieles wurde ungefragt auf meine Leinwand projiziert, manches zeichnet sich von Zeit zu Zeit, und einige wenige Striche tat ich auch selbst, überlegt und bewusst. Es sind dies blutrote Linien des Schmerzes, die sich in dünnen Bahnen über meine Unterarme ziehen und mich an meinen Körper binden, es sind dies schneeweiße Linien der Präzisierung, die sich über einen Spiegel durch meine Nase ziehen und meine Körpergrenzen verschieben, es sind dies nachtschwarze Linien der Selbstvergewisserung, die sich vom Knie bis hin auf mein Schulterblatt erstrecken und mich zeitlos ausdehnen im Weltenraum. Es sind dies viele unterschiedliche Linien, die mich bespannen und aufspannen zwischen Pfeilern, die immer neu gestoßen werden. Einigen dieser Linien folge ich im Folgenden auf ihren verschlungenen Wegen in und durch mich hindurch, aus mir heraus, auf mich hinauf und weit über mich hinaus. Ich begeben mich auf eine Gratwanderung, schwimme mit jedem Tastenanschlag von Insel zu Insel in wogender See und skizziere eine Karte. Ich mache Rhizom. Dabei orientiere ich mich an Deleuze/ Guattari: „[N]ehmt euch, was ihr wollt. [...] Findet die Stellen in einem Buch, mit denen ihr etwas anfangen könnt. Wir lesen und schreiben nicht mehr in der herkömmlichen Weise. Es gibt keinen Tod des Buches, sondern eine neue Art zu lesen. In einem Buch gibt's nichts zu verstehen, aber viel, dessen man sich bedienen kann. Nichts zu interpretieren und zu bedeuten, aber viel, womit man experimentieren kann. [...] Das Buch ist kein Wurzelbaum, sondern Teil eines Rhizoms, Plateau eines Rhizoms für den Leser [sic], zu dem es passt.“ (Deleuze/ Guattari 1977: 40)

Schreiben hat nichts mit Bedeuten zu tun, sondern mit Landvermessen und Kartographieren. (Deleuze/ Guattari 1977: 8)

Ich folge keinen vorgeschriebenen Bahnen, ich steche blindlings in See und stoße auf Spuren. Spuren, die mein Selbstverständnis von mir beflecken, Fußabdrücke auf meinem

Körper, Fingerabdrücke auf meiner Seele, die mich bedecken. Wissen, auch wenn es determiniert, de-/konstruiert ist, geht an die Substanz. Nicht spurlos vorüber gehen beispielsweise die innerhalb der letzten Jahre in geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen vermehrt geführten Diskussionen rund um eine Differenzierung von Körper und Leib und damit verbundene Modifikationen von Aspekten der Subjekt-konstitution: nicht an den Inhalten, Methoden und Theorien der jeweiligen wissenschaftlichen Forschungsrichtungen, vor allem aber auch nicht am körperlich-leiblichen Selbstverständnis der Forschenden. Besonders betroffen sind jene, die sich sowieso schon immer Gedanken gemacht haben (oder machen mussten) über ihren Körper und dessen Stellenwert in und für wissenschaftliches Arbeiten.¹ Betroffen bin also auch ich. Einen Text, den ich vor drei Jahren schrieb über Sextoys als Körperveränderungstechnologien, schreibe ich heute und unter dem Deckmantel der Körper-Leib-Differenzierung anders. Vordergründig ist es jetzt nicht mehr mein Körper, der mich bewegt und durch die Irrungen und Wirrungen des Lebens trägt, sondern ein Zusammen- und Wechselspiel von körperlichen und leiblichen Aspekten, das meine Aufmerksamkeit erregt.

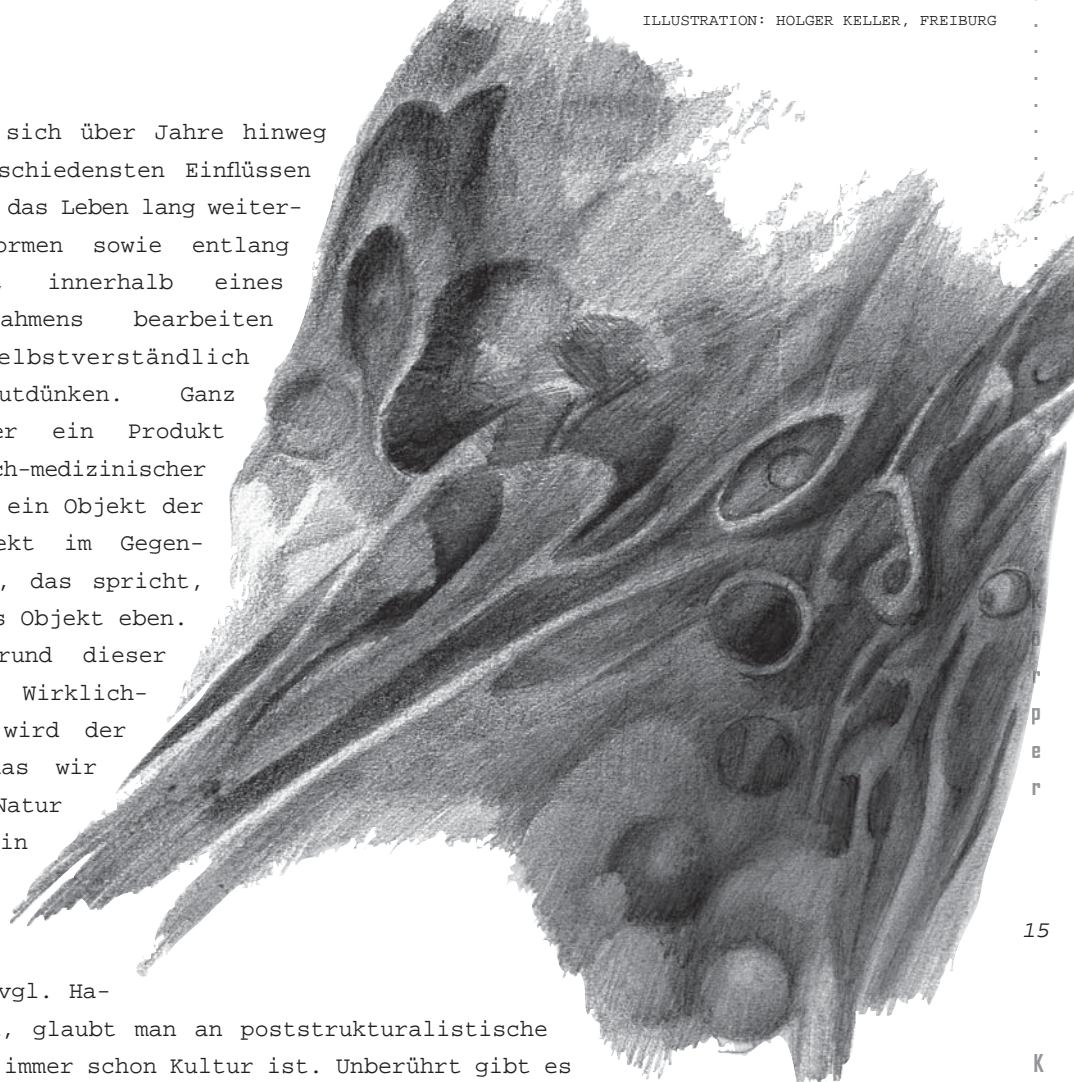
Den Leib als Analysekategorie einzubeziehen, soll jedoch den Körper und seine Relevanz (in und für Forschungen, für mich und die Menschen, denen ich begegne) nicht verdrängen oder gar verleugnen. Ich habe einen Körper. Und er ist wichtig. Gemessen an gesellschaftlich gültigen Parametern wie Konfektions-, Schuh- oder Körbchengrößen mag dieser Körper groß (1,80 m) und schlank (65 kg) erscheinen und nicht ganz den gängigen weiblichen Maßen entsprechen (BH? Um was zu halten?). Außerdem mag er Menschen, die mich zum ersten Mal sehen, als Orientierung dienen. Sie sehen mich an und schätzen ab, was sie von dieser Person zu erwarten haben, von einer Person, die auffällig viele Piercings im Gesicht und einen Iro auf dem Kopf trägt sowie eventuell eine Hose mit vielen Löchern. Vielleicht die Frage nach etwas Kleingeld? Oder eher eine politische Diskussion über die Ungerechtigkeit in der Welt und die Probleme des Kapitalismus? Der Körper dient als Projektionsfläche, er schürt Erwartungen. Er ist weder nur ein Gerüst aus Knochen, Muskeln und Nerven noch ist er nur eine Einschreibefläche sozialer Konventionen und Normen. Er ist - ja, was? Im vorliegenden Text in erster Linie meiner: mein Körper, der Körper, den ich habe und den

¹ Gemeint sind z.B. ‚Frauen‘, die aufgrund ihrer Kategorisierung anhand körperlicher Strukturen lange Zeit von vielen Bereichen ausgeschlossen blieben, u.a. der Wissenschaft, oder ‚als intersexuell Diagnostizierte‘, die es ja, glaubt man gesellschaftlich tradierten Wissensbeständen, gar nicht gibt - jedenfalls nicht als Rechtssubjekte und daher auch nicht als anerkannte Lebensformen. Aber auch all jene, die sich im Kontext ‚queer‘ verorten, die also beispielsweise eintreten für Denaturalisierungen oder für die Aufbrechung dichotomer Strukturierungen und Kategorisierungen, bekommen durch den Einbezug des Leibes und des körperlichen Leibes als Analyse-/Kategorien neue Denkmöglichkeiten und Tätigkeitsfelder eröffnet. Und alle anderen übrigens auch.

ich, entlang seiner sich über Jahre hinweg bis heute unter verschiedensten Einflüssen entwickelten und sich das Leben lang weiterhin verändernden Formen sowie entlang seiner Kodierungen, innerhalb eines bestimmten Bezugsrahmens bearbeiten kann, nach meinem (selbstverständlich determinierten) Gutdünken. Ganz entscheidend ist er ein Produkt hegemonialer biologisch-medizinischer Wissensproduktionen, ein Objekt der Forschung, ein Objekt im Gegensatz zu dem Subjekt, das spricht, über ihn spricht, als Objekt eben. Innerhalb und aufgrund dieser wissenschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen wird der Körper zu etwas, das wir haben. Doch mit Natur hat er trotzdem rein gar nichts zu tun! Nicht deshalb, weil wir alle mittlerweile Cyborgs sind (vgl. Haraway 1995), sondern, glaubt man an poststrukturalistische Theorien, weil Natur immer schon Kultur ist. Unberührt gibt es nicht. Nicht an und in der Natur, nicht an und in den Körpern. Wenn der Körper nun etwas ist, das ich habe, das ich bekommen, bearbeitet, modifiziert habe, mit dem ich gerungen, gekämpft, mich schließlich arrangiert habe, den ich geliebt und gehasst, angehimmelt und verabscheut habe, wo ist dann dieses als so wichtig deklarierte Etwas, das ich bin? Es ist auch da, ganz nah sogar, nicht relativ nah, wie der Körper bzw. Teile von ihm, sondern absolut nah – so wird es den Lesenden von leibphänomenologischen Texten zumindest vermittelt. Gemeint ist der Leib, die andere, oft vergessenen Perspektive auf den menschlichen Körper, die Perspektive, die uns unmittelbar betrifft.

Der Körper ist etwas, das ich als Selbst habe, er steht in Differenz zu mir; der Leib hingegen bin ich Selbst, und insofern betrifft mich unmittelbar, was auf der Ebene des Leibes passiert. (Jäger 2004: 61)

Bei der Differenzierung in Körper und Leib handelt es sich um eine analytische Trennung (vgl. Jäger 2004), die unter Umständen der Wissenschaft (wie mittels der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz), nicht aber Subjekten im Umgang mit und Verständnis von sich selbst zugänglich ist. Um das wechselseitige Verhältnis beider Kategorien zueinander zu verbildlichen (und damit einer Dichotomisierung zu entkommen), wird außerdem der Terminus „Körperlicher Leib“ eingeführt, den Schmitz als „Gewoge verschwommener Inseln“ in der Mitte zwischen reinem Körper und reinem Leib ansiedelt (vgl. Schmitz 1965: 54).



Wissensformationen, in diesem Fall das Wissen um die Leib-Körper-Differenzierung, wirken sich auf mein Selbstverständnis aus. Was und wer ich bin, hängt mit dem zusammen, was ich weiß. Was ich weiß, wirkt sich auf das aus, was ich fühle, sowie ich aus Gefühlen Wissen generiere. Was ich fühle, entscheidet darüber, wer ich bin. Und mein Wissen ändert sich ständig. So bin ich nicht, sondern werde - eine Karte: Wir bewegen uns auf einem Möbiusband.² Deine Augen betrachten meinen Körper, deine Blicke peitschen meinen Leib. Ein Neuron erinnert sich. Und mein Kopf sinkt in die unendlichen Tiefen meiner Seele hinab. Messerscharf schneiden deine Worte in meine Haut. Und ich erzähle Geschichten.

„Schreiben, ‚Rhizom machen‘, sein Territorium durch Deterritorialisierung vergrößern, die Fluchtlinie bis zu dem Punkt ausziehen, wo sie als abstrakte Maschine den ganzen Konsistenzplan bedeckt.“ (Deleuze/ Guattari 1977: 19)

...UND DANN GANZ
SCHNELL GANZ WEIT
FORT

Ich sehe nicht ein,
begreife nicht,
warum nur andere an
mir herum schreiben,
mich beschreiben mit
Zeichen, die mich
verbinden mit und
binden an Formen,
die mich zeichnen.

Warum soll ich das einfach geschehen lassen und nicht selbst auch einen Stift in die Hand nehmen, einen dicken schwarzen wasserunlöslichen, und Linien ziehen - kreuz und quer, hin und zurück? Warum soll gerade ich keine eigene Karte meines körperlichen Leibes zeichnen dürfen? Eine Karte, die sich wandelt, mit jedem Strich, ein Leben lang? Tja, keine Ahnung, und selbst wenn - dem Akt der Hörigkeit stehe ich nicht länger Modell.

Die Bilder auf meinem Körper lösen mein Ich von meinen Hautgrenzen und tragen mich weit fort, in eine andere Zeit, an einen anderen Ort. Sie vernetzen mich mit einer UmWelt und vergrößern mein Territorium.

*Unter Schmerzen spanne ich Hautleinwände über kantige Knochen
Zur Überschreibung vernarbter Erinnerungen.*

*Zur Überführung verkörperter Erlebnisse in Metaphern
Vibrierten Nadelstichschreie deiner visualisierenden Hand
Illusionäre Geschichten in mein gefaltetes Gewand.*

Mit wimmernden Stimmen giftige Efeuranken klimmen

An zerklüfteten Körpergebirgsketten entlang,

Umweben im Schweben Schläuche und Streben

Zur Öffnung heruntergelassener Wahrnehmungsschranken.

Und Möbiusbänder helfen Erinnerungsschleifen

Im Schweifen fluktuierender Vergegenkunft

An geflügelten Schulterblättern der Unvernunft

Freiheiten rhizomatischen Wucherns ergreifen.

² Den Begriff ‚Möbiusband‘ verwende ich in erster Linie als Metapher (aufgrund mangelnden Fachwissens nicht als mathematische Figur) für Unendlichkeit und Reziprozität, für ein stetiges Liniengehen und Linienziehen, das mich die Seiten wechseln lässt, ohne den Stift vom Blatt lösen zu müssen, und unentwegt eine Karte skizziert, zu der ich werde. Als Teil meiner Tätowierung ist das Möbiusband zugleich eine Einschreibe-, Beschreibe- sowie Beschreibungstechnologie, die meinen Leib an meinen Körper kettet mit Buchstaben und Bildern.

Denn unter meiner Kleidung führt mein Körper ein Eigenleben, unter meiner Kleidung wuchern Welten: Meine Kleidung der Einband, mein Körper die Leinwand der Geschichten, die ich mir immer wieder anders erzähle.

„Zu n, n - 1 schreiben, Schlagworte schreiben: *[Ein Tattoo: Ein- und Beschreibungspraxis, Körperaneignungspraxis, als Möglichkeit der Deterritorialisierung, meint Verschiebung von Körpergrenzen, als Verbindung von Körper und Leib, ein Einschreiben durch Be-Schreiben, leibeigen, Leibeigenschaften, Leibeigenarten, EigenART des Leibes. Mein Tattoo: wuselnde Ameisen, kriechende Schnecken, sich wandelnde Chamäleons und eine Fee, die versucht in einem Kind den Glauben an das Magische zu erhalten, Verlust der Zeit bei Gewinnung von Raum, ich hefte mir Worte an den Leib, die meine Fassade beschmieren, ein Gang durch zerklüftete Körpergebirgsketten, aufgerissene Haut, von Efeu umrankte Stahlkonstruktionen, die das brüchige Bauwerk stützen, Blicke in den Körper, Blicke auf den Körper, Blicke aus dem Körper heraus, Leibesinseln, ein Zusammenbruch beim Überschreiben vernarbter Erinnerungen, die unüberhörbare Stimme des Körpergedächtnisses, Leiberfahrungen, die Körperwissen hervorbringen, ein Möbiusband, Visualisierung und Metaphorisierung der Überschreitung dichotomer Grenzziehungen, Grenzverm/wischungen und Reziprozität, Konnexion und Heterogenität, EigenART meines körperlichen Leibes; C.G.]*, macht Rhizom, nicht Wurzeln, pflanzt nichts an! Sät nicht, stecht! Seid nicht eins oder viele, seid Vielheiten! Macht nie Punkte, sondern Linien! Geschwindigkeit verwandelt den Punkt in eine Linie! Seid schnell, auch im Stillstand! Glückslinie, Hüftlinie, Fluchtlinie. Lasst keinen General in euch aufkommen! Macht Karten, keine Fotos oder Zeichnungen! Seid der rosarote Panther, und liebt euch wie Wespe und Orchidee, Katze und Pavian“ (Deleuze/ Guattari 1977: 41).

Ich als Körper-Leib-Konglomerat gleiche einem Buch, in dem es „nichts zu verstehen [gibt], aber viel, dessen man sich bedienen kann. Nichts zu interpretieren und zu bedeuten, aber viel, womit man experimentieren kann“ (Deleuze/ Guattari 1977: 40). Ich schreibe mir Geschichten auf und unter die Haut. Ich ziehe Linien. In diesen Geschichten, tätowiert auf meine Haut, eingemeißelt in meine Knochen, verknötet mit meinen Gedanken, verwoben mit meinem Nervensaitengerüst und über Metaphern als Kopien ohne Original zeitlos räumlich und iterierbar ausgedehnt, verbinden sich mein Körper und mein Leib über Linien zu einem Ich, das ich erst beim Erzählen (und immer anders) werde. Ich kette mir einen Körper an den Leib aus Buchstaben und Bildern - und werde zu mir_____

/// // // // // // // //

DELEUZE, GILLES/ FÉLIX GUATTARI (1977): Rhizom. Berlin: Merve Verlag.

HARAWAY, DONNA (1995): "Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften." Die Neuentdeckung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Donna Haraway [Hg.]: Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag, 33-72.

JÄGER, ULLE (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

SCHMITZ, HERMANN (1965): System der Philosophie Band 2/1: Der Leib. Bonn: Bouvier.

WOLF, CHRISTA (1987): Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche, 1959 - 1985. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.

Caroline Günther M.A.; hat neuere deutsche Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft des Deutschen und Gender Studies an der Uni Freiburg studiert; ist als Autorin und Redaktionsmitglied bei den Freiburger GeschlechterStudien tätig; engagiert sich als Übungsleiterin bei FLUSS e.V. - Freiburgs SchwuLesBiTrans-Schulprojekt, und interessiert sich für Schnittstellen von Wissenschaft und Kunst.